

Zum Sonntag

Veraltet oder alt bewährt?

Fast zweitausend Jahre alt sind unsere Kirchentexte, über die wir jeden Sonntag predigen hören. Ist das nicht ein zu hohes Alter? Sind Dinge, welche so alt sind, nicht auch veraltet? Völlig belanglos für den Menschen von heute? — Die alten Philosophen glaubten, die Erde sei der ruhende Mittelpunkt der Welt. Ihre Gestalt sei eine Scheibe, welche festliegt und umkreist wird von Sonne und Sternen. Wir machen ihnen gewiß keinen Vorwurf aus dieser ihrer alten Weisheit. Aber wir können damit absolut nichts anfangen. Sie ist veraltet, überholt. Wir wissen es eben besser: daß die Erde kein ruhender Weltmittelpunkt ist, sondern ein winziges Punktchen im Weltall, das um die Sonne kreist. Und ist es nicht ebenso mit den Dingen der Bibel? Ist nicht ihre Weisheit von Gott und Mensch ebenso veraltet? Und die Kirche dazu als die Anstalt, welche dies Alte immer wieder modern zu machen sucht? — Es gibt heute viele Menschen, welche diese Frage bejahen, und natürlich ist die Stellung, die sich zu Bibel und Kirche daraus ergibt, eine vollkommen verneinende.

Ist eine solche Stellungnahme berechtigt und richtig? Es bestreitet ja niemand, daß vieles an der Bibel veraltet ist. Es sind naturwissenschaftliche Vorstellungen da, welche falsch sind. Es sind Geschlechtsregister da, welche für uns gar keinen Wert haben. Es sind Rachegelehen da, welche für uns keineswegs richtungweisend sein können. Es sind allerhand Gesetze da, welche nur für das jüdische Volk Bedeutung hatten. Aber das alles ist nicht das Herz der Bibel. Das Herz der Bibel ist etwas ganz anderes. Was die Bibel zu dem verbreitetsten Buch der Welt macht, ist dies, daß darin die letzten großen, immer gleichen Fragen des Lebens so laut zur Sprache kommen wie nirgends, und daß dabei eine Antwort gegeben wird, die sich bewährt und als wahr erwiesen hat.

Solche letzten Fragen sind nicht „interessante“ Fragen oder Verursachen, sondern gleichbleibende Grundfragen, welche in jedem einzelnen Leben, in allen Verufen, Verhältnissen und Zeiten wiederkehren. Sie stehen in unmittelbarer Beziehung zu jedem Menschen. Jeder ist persönlich an ihnen beteiligt. Wozu lebe ich? Wie soll ich leben? Was ist's mit dem Tod? Das sind solche Fragen, welche heute genau so vor Auge und Seele des Menschen stehen wie einst. Menschliche Schuld und göttliches Gericht und göttliche Vergeltung, menschliche Frage und göttliche Antwort, menschliches Suchen und göttliche Offenbarung — dies beides geht in der Bibel in wunderbarer Verflechtung durcheinander und das ist das Herz der Bibel, das Zeitlose an ihr, das nie veralten kann und immer modern ist. Von solchen Herztönen hören wir am Sonntag morgen, und es ist gewiß kein verantwortungsloses und veraltetes Unterhalten, darüber nachzudenken und zu versuchen, auch andere zu diesem Nachdenken zu bringen. „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit!“

Der letzte Akt

Der Freiheitskampf des Saarvolkes vor dem Abschluß

Von Dr. Hüttenbräuer-Saarbrücken.

Noch sind es nur wenige Tage, und der heldenmütige Kampf von 800 000 treudeutschen Menschen an der Saar um die Erhaltung ihres Deutschums hat seinen Abschluß gefunden. Wider ihren Willen hat man die eindeutig deutsche Saarbevölkerung durch das Schanddiktat von Versailles von ihrem Vaterlande losgerissen, um sie zunächst für 15 Jahre einer sogenannten Völkerbundsherrschaft zu überantworten. Seit dem Einmarsch der französischen Truppen ins Saargebiet in jenen düsteren Novembertagen sind jetzt schon mehr als 10 Jahre verflossen, eine wirklich lange Zeit, in der das deutsche Saarvolk in drückendster Knechtschaft leben

mußte. Es war gewiß eine traurige Zeit, in der man an der Saar der Willkür der Fremden ausgeliefert war, die trotz aller vorgekauften Neutralität doch nichts anders darstellten als die Vollstrecker der französischen Raubpolitik, die ja keine Skrupel kennt, wenn es heißt, auf das ersehnte Ziel zuzusteuern. Aber diese Zeit war auch wieder eine Zeit, die überaus reich war an erhebenden Momenten. Denn welche starke sittliche Kraft in dem deutschen Volke, in jedem einzelnen seiner Glieder und vor allem auch in dem ärmsten Sohn des deutschen Volkes steckt, das kann man nur in solchen Zeiten der Not erproben. Und wirklich das deutsche Saarvolk in allen seinen Ständen und Schichten hat diese Zeit der Prüfung glänzend überstanden.

Als in jenen düsteren Novembertagen Deutschland zerschmettert am Boden lag, als es der Willkür der Siegermächte preisgegeben war, als es schien, daß jene recht behalten sollten, die da frohlockend meinten, es sei für ewig vorbei mit Deutschlands Weltgeltung, da gab es im deutschen Vaterlande noch genug Patrioten, die unerschütterlich dastanden und sich trotz allem den Glauben an den endgültigen Sieg des Rechts bewahrten. Es ist nur natürlich, daß in dem stark bedrohten Grenzland an der Saar solche Patrioten aufstanden und das ganze Volk aufrufen, trotz der Hoffnungslosigkeit der Lage den Mut nicht sinken zu lassen, sondern in Einigkeit zusammenzutreten, um allen Gewalten zum Trotz auch ohne äußere Gewalt alles daran zu setzen, daß das Recht an der Saar siege und das Saargebiet baldigst wieder heimfinden könnte ins deutsche Vaterland. Und diese Patrioten, sie hatten sofort das ganze deutsche Saarvolk hinter sich; durchdrungen von dem Bewußtsein des Rechts, nahm man diesen Kampf auf, trotzdem er damals vielen als aussichtslos erschien. Denn außer seinem guten Recht hatte das Volk an der Saar nichts aufzuweisen; dem standen gegenüber die französische Militärmacht und schließlich der ganze Völkerbund als Vollstrecker von Versailles, also fast die ganze Welt gegen 800 000 deutsche Menschen.

Und wie hat Frankreich von seiner Raub Gebrauch gemacht! Mit dem Zunderbrot fing es an; und da die Bevölkerung sich nicht gutwillig französifizieren lassen wollte, folgte die Peitsche bald hinterher. Mit allen nur denkbaren Mitteln brutaler Gewalt wurde versucht, das Saargebiet reif zu machen für die endgültige Annexion durch Frankreich. Es fing an mit dem Willkürregiment der Besatzungsbehörden; es folgte die Regierungslosigkeit des ersten vom Völkerbund ernannten Regierungspräsidenten Kautz, der mit Gewalt aus den Saardeutschen Franzosen machen wollte. Durch das Versailles Diktat hatte ja Frankreich im Saargebiet nicht nur die unbeschränkte politische Macht erhalten, sondern es brachte das Land auch wirtschaftlich unter seinen Einfluß, zumal der französische Staat zum Besitzer der Saargruben und damit zum größten Arbeitgeber des Saargebietes geworden war. Auch diese wirtschaftliche Machtstellung wurde rücksichtslos in den Dienst der französischen Politik gestellt. Und schließlich sollte auch kulturell das ganze Saarvolk mit französischem Geist durchdrungen werden. So waren vor allem die ersten Jahre eine schwere Zeit für das Saarvolk; wenn man nach Deutschland blickte, so bot sich gewiß kein erhebendes Bild. Zeitweise schien es sogar, als wenn durch ein Gelingen der französischen Rheinlandpolitik das Saargebiet Frankreich als reife Frucht in den Schoß fallen sollte.

Aber niemals hat sich das Saarvolk entmutigen lassen; stets hat es einig zusammengestanden in der Abwehr aller französischer Bestrebungen und im Kampfe gegen die landfremde Regierung. Immer nur waren es sehr wenige Verräter, die sich außerhalb der deutschen Volksgemeinschaft stellten und gegen klingende Münze den Fremden Handlangerdienste leisteten. Der Erfolg ist denn auch nicht ausgeblieben: Die französische Saarpolitik ist auf der ganzen Linie gescheitert.

Die nationale Revolution brachte naturgemäß auch im

Saargebiet eine große innerpolitische Umwälzung; allerdings, es änderte sich insofern nichts, als sich selbstverständlich nach wie vor die überwältigende Mehrheit des Saarvolkes zu Deutschland bekannte. Aber noch einmal glaubte man in Frankreich Hoffnung schöpfen zu können. Man wollte wieder Deutsche gegen Deutsche ausspielen, um auf diese Weise doch noch einen Erfolg seiner Politik erreichen zu können. Man speulierte auf den katholischen Teil der Saarbevölkerung, der nicht weniger als 75 v. H. der Saarbevölkerung ausmacht. Allerdings war auch das eine Fehl-spekulation; denn mit Ausnahme von einigen Außenstehern sieht das ganze katholische Saarvolk vorbehaltlos zu Deutschland. Die marxistischen Organisationen, verstärkt durch die aus Deutschland gekommenen Emigranten, die im Saargebiet ungestört ihr Unwesen treiben dürfen, haben sich vorbehaltlos auf die französische Seite gestellt und treten dafür ein, daß die Fremdherrschaft im Saargebiet für ewige Zeiten erhalten bleiben soll. In der schamlosesten Weise behen die Marxisten — gespeist von französischem Gelde — gegen das neue Deutschland; erfreuen sich dabei des ganz besonderen Wohlwollens der angeblich neutralen Regierungskommission, die bisher stets nur die schärfsten Maßnahmen gegen die Deutsche Front ergriffen hat, in der sich das ganze deutsche Saarvolk am 1. März 1934 unter Niederbrechung aller bisherigen Schranken zusammenschand.

Aber all das Wohlwollen und all die Unterstützung durch Frankreich und die Regierungskommission haben nicht verhindern können, daß die marxistischen Organisationen einen beispiellosen Zusammenbruch erlebten. Von den früheren Anhängern ist nur noch ein kleiner Bruchteil übrig geblieben; die meisten damaligen Marxisten haben deutlich den Trennungstrieb gezogen, weil sie sich als gute Deutsche fühlen und ihren bisherigen Führern nicht mehr folgen können, nachdem diese den Weg des bezahlten Landesverrats beschritten haben.

Wie Bitteres haben die tapferen Saardeutschen gerade in den letzten Wochen und Monaten wieder durchmachen müssen; viele und große Opfer mußten gebracht werden; und dabei standen gerade die Armen der Armen nicht zurück; denn es ging ja um Deutschland! In eiserner Entschlossenheit, Selbstzucht und Disziplin ist die Deutsche Front unbeirrbar ihren Weg gegangen. Sie hat das ganze deutsche Saarvolk geeint und zusammengeführt; in den letzten Tagen wird es gelingen, auch den letzten noch verführten deutschen Volksgenossen auf den richtigen Weg zu bringen. Denn am 13. Januar geht es nicht um Parteipolitik und auch nicht um Wirtschaftsfragen; es geht um Höheres, um das Vaterland! Die Stimme des Blutes wird den Ausschlag geben. Der Erfolg der deutschen Sache wird ein geradezu überwältigender sein!

Innerpolitische Gärungen in Sowjetrußland

Die Verhaftung von Sinowjew und Kamenev — Hintergründe der Ermordung Kirows

Die Welt horchte unwillkürlich auf, als im Smolny-Institut zu Leningrad Kirow, einer der engsten Mitarbeiter Stalins einem Revolvererschuß zum Opfer fiel. In der fünfzigjährigen Geschichte der Sowjetunion sind außer den Mordversuchen an Lenin keine Attentate auf führende Persönlichkeiten der kommunistischen Partei oder des Sowjetregimes verübt worden. Was hatte dieser Mord an dem Sekretär der kommunistischen Parteiorganisation, einem der höchsten Funktionäre des bolschewistischen Systems, zu bedeuten? War es das Signal eines neuen Umsturzes, der sich vorbereitete? Oder die Tat eines Fanatikers, der aber außer Zusammenhang mit irgendwelcher revolutionären Draanaktion als Einzelaakter behandelt hatte? Stedte

SUSE

Der Liebe Leid und Glück.

Roman von Robert Fuchs-Vista.

Dr. hordchte Wappler hoch auf. Was war denn das? Hatte Suse ihm denn nicht gesagt, daß der Herr von Hartmann sie nur als einfaches Fräulein Kärtchen kenne? Er wurde rot im Gesicht, denn er ahnte, daß dieser Besuch nichts Gutes bedeuten könnte. War doch das Einchen recht eigentlich seinem Menschen, der sie in der Vorstadt kannte, so sympathisch wie ihr Bruder Justus. Er erhob sich langsam von seinem Stuhl und trat unabsichtlich vor die Stubentür, als müsse er der alten Suse den Weg nach der Treppe versperren.

Da Sie den richtigen Namen der Dame wissen, so kann ich wohl nicht leugnen, daß sie es allerdings ist, die oben wohnt. Aber, gnädiges Fräulein, ich möchte Ihnen zu bedenken geben, daß meine Mieterin eigentlich nicht will, es kenne jemand ihren wahren Namen.

Das hat sich seit gestern nacht — nun, sagen wir besser, seit heute früh geändert! — entgegnete Suse und legte tiefe Bitterkeit in ihre Worte.

Wappler wurde verlegen, als er das „gestern nacht“ vernahm. Dann schüttelte er unwillig den unredlichen Gedanken ab, mit dem er bei diesem Wort an Suse und deren auffälliges Aussehen bei ihrer Heimkunft gedacht hatte.

„Meine Mieterin ist eine sehr ehrenwerte Frau, gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Sie verdient sich lächelnd ihren und des Kindes Unterhalt. Sie schreibt ja doch für Ihren Herrn Bruder...“

„Deshalb komme ich ja!“ log Suse. „Ich möchte nur nicht unangemeldet die Dame überfallen, denn es scheint ja doch, als ob ärmliche Verhältnisse da oben herrschen. Gehen Sie hinauf und sagen Sie ihr, ich wäre da. Sie kennt mich.“

Wappler fragte sich den Kopf und schief misstrauisch, mit seinem festen, ehrlichen Blick das alte Fräulein an.

Eine wich ihm aus.

„Gnädiges Fräulein verzeihen... aber Sie haben sich nicht Gutes im Sinne. Nehmer mir's nicht übel —“ verbesserte er sich bei dem empörten Gesicht Einchens. „Aber, ich habe nun einmal die gnädige Frau in meinen Schutz genommen, und da muß ich auch besorgt sein, daß ihr Unangenehmes erspart bleibe.“

„Aber Mann, wie kommen Sie denn auf solche Ideen?“ fuhr ihn Suse an. „Ich wünsche eine Unterredung mit Frau von Gerdenring, und es ist doch dann deren Sache, zu entscheiden, ob sie mich anhören will oder nicht.“

Bei dem herrischen Ton der alten Jungfer verlor Wappler seine Sicherheit und stotterte kleinmütig, daß er das gnädige Fräulein annehmen wolle.

Oben beruhigte er sich, als er Suses troches Gesicht bemerkte, da er ihr sagte, daß des Herrn von Hartmann Schwester unten sei.

„Schnell — führen Sie das gnädige Fräulein herauf. Oder zeigen Sie ihr den Weg!“ bat Suse, und fuhr dem Kinde glänzend über die widerpenftigen Locken.

Wappler tappte langsam in seiner schwerfälligen Art die Treppe hinunter.

Mit klopfendem Herzen stand Suse an der Zimmertür. Er kam also nicht selbst, sondern schickte rücksichtslos die Schwester zu der Alleinwohnenden, Schulklosen. Sie hatte sich gestreut — und hatte sich dennoch gefürchtet, im hellen Tageslicht gegenübersehen zu müssen.

So überlegte sie denn rasch, daß auch Einchens Besuch wiederum sein Angenehmes hätte, und trat auf dem Flur mit lieblich errötenden Wangen und frohem Lächeln der alten Dame gegenüber. Sie beugte sich mit ehrerbietigem Handfuß zu Einchen nieder und bemerkte dabei, wie diese Hand zitterte. Dann führte sie den Besuch in die Dachstube.

„Gnädiges Fräulein, lassen Sie mich Ihnen für die Güte danken, in der Sie den Weg zu mir fanden, während es doch meine Pflicht gewesen wäre, zuerst zu Ihnen zu kommen. Just hat Ihnen also gesagt —“

„Mein Bruder, Herr von Hartmann, hat mit allerdings erzählt!“ wurde Suse korrigiert, die bei den kalten Worten ihr Blut fortkommen fühlte. Dann sah sie mit ängstlich fragendem Blick in das ihr auch jetzt so herzlos erscheinende Gesicht Einchens.

„Ich denke, es ist besser, Sie sparen Ihren Dank noch, Frau von Gerdenring — und Suse betonte den Namen hartnäckig. „Auch dürfte es gut sein, wenn Sie Ihr Lächeln entfernen. Was ich mit Ihnen zu reden habe, ist nicht für so unschuldige Ohren.“

Suse flüsterte Trudchen mit aufsteigenden Tränen etwas ins Ohr.

Das Kind sah mit furchtsamem Blick nach Suse hin: „Will sie dir etwas tun, liebe gute Mama? Dann laß mich doch lieber bei dir!“

Und die rührende Bitte des Kindes gab Suse den Mut zurück.

„Geh' zu Herrn Wappler, Liebsteinchen. Sag' ihm, er soll dir seine Knechtchen zeigen. Und wenn es an der Zeit ist, dann rufe ich dich ganz sicher!“

Da lächelte Trudchen. Und mit einem kindisch neugierigen Blick, der die Abneigung gegen das alte Weib da im Zimmer der Mutter nicht verleugnete, machte sie ein kurzes Knixchen vor der bösen Frau und verließ gehorsam die Dachstube.

Die Aufregung nahm Suse die Kraft. Sie setzte sich, ohne die Aufforderung abzuwarten.

Suse blieb in dem bangen Gefühl stehen, daß Justs Schwester mit ganz anderen Absichten gekommen war, als sich nach dem Glück der gestrigen Stunden hätte vermuten lassen.

„Sie haben meinem Bruder vor einigen Tagen einen Brief geschrieben!“

Was sollte diese Frage? Das hätte Just doch selber mit ihr besprochen sollen!

„Ich hatte ihn über einen Irrtum aufzuklären, der sich unter dem Druck der Verhältnisse zwischen Just und mich geschlichen.“

(Fortsetzung folgt.)

hinter der Affäre der GPU, der vor nicht langer Zeit erst ihre außerordentlichen Vollmachten beschnitten worden waren? Oder war das Ganze überhaupt unpolitisch? Ein menschlicher Kachakt, eine Eifersuchtstragödie? Der Täter war einer der Untergebenen Kirows, und man sagt, daß Kirow als Vorgesetzter nicht gerade bequem gewesen sei. Es hat an Deutungen nach der einen wie nach der anderen Richtung nicht gefehlt. Aber bei der völligen Undurchsichtigkeit sowjetrussischer Zustände war es kaum möglich, die wirklichen Hintergründe des Attentats zu erkennen.

Die Sowjetmacht hat selbst behandelt es von Anfang an als politische Angelegenheit. Massenverhaftungen, Massensicherungen, über 100 Erschießungen, Erneuerung der revolutionären Vollmachten für die GPU — alles deutete darauf hin, daß man mit einer Terrorwelle revolutionäre Keime — wenn nicht mehr — in Blut erstickte wollte. Trotski hat man im Auslande viel bewundert, ob sachlich wirklich ein Anlaß zu solchem Vorgehen vorlag, oder ob das Attentat Stalin und den anderen Sowjetgrößen nicht gelegen kam, um von kritischen Erscheinungen des Regimes durch den Alarmruf von der drohenden Gegenrevolution abzulenken. Die Befehle der Nähe von Kirow sand mit dem üblichen Sowjetgrund als großes Volkschauspiel statt. Eine große Truppenparade schloß sich an, und es geschah alles, um nach außen hin die Sowjetmacht wirksam in die Erscheinung treten zu lassen. Vor allem aber sollte bei allen Unzufriedenen und kritisch Gestimmten Furcht und Schrecken ausgelöst werden.

Inzwischen wird die Verhaftung von Sinowjew und Kamenev gemeldet. Beides ehemalige hohe Sowjetfunktionäre aus dem Kreise derer um Trotski, vor Jahren wegen ihrer oppositionellen Haltung zu Stalin ihrer Ämter entsetzt und später dann nach feierlichem Widerruf neu in die Partei aufgenommen, wenn auch der Weg zu einflussreichen Parteistellungen ihnen auch dann versperrt blieb. Mit diesem Vorgehen gegen Sinowjew und Kamenev bekommt die ganze Aktion nun ihr besonderes politisches Gesicht, mindestens dasjenige, das die Sowjetregierung ihr zu geben wünscht. Man muß sich erinnern, welche Rolle die beiden zusammen mit dem in der Verbannung lebenden Trotski jederzeit gespielt haben. Trotski war Vertrauter Lenins, geriet aber nach dessen Tode in immer schärferen Gegensatz zu Stalin. Ihm gegenüber hielt er als radikaler Bolschewist an dem Standpunkt fest, daß die Durchsetzung der Weltrevolution das Schicksal des Bolschewismus sei. Darauf wollte er die Politik der Sowjetunion und der bolschewistischen Partei abgestellt sehen. Außerdem vertrat er die These, daß die Partei sich in erster Linie auf das Fabrikarbeiterproletariat gründen müsse. Er predigte deshalb den Kampf gegen die dem bolschewistischen System widerstrebende Bauernschaft im Gegensatz zu Stalin, der bekanntlich gewisse Konzessionen nach dieser Seite hin machte. Sinowjew und Kamenev waren Kampfgenossen Trotskis. Trotz ihrer späteren Belehrung wird man annehmen müssen, daß sie im Grunde ihre einstige Überzeugung nicht aufgegeben haben, und zumindest werden sie den Sowjetmachthabern verächtlich geblieben sein. Der Kurs, den Stalin steuert, kann im Augenblick eine allzu deutliche Propaganda für die Weltrevolution nicht vertragen. Im Zeichen der sowjetrussisch-französischen Allianz kann man nicht die blutrote Fahne des Vernichtungsfeldzuges gegen den Weltkapitalismus heraushängen. Außerdem fühlt Stalin vielleicht, daß sein Stern vor dem russischen Volke etwas verblaßt ist. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten verschärfen sich von Jahr zu Jahr, statt daß sie eine Abmilderung erfahren. Die Massen, von denen in jedem Winter Hunderttausende Hungers sterben, sagen sich aber schließlich, daß man von Theorien, und seien sie noch so schön, nicht leben kann. Man fängt an zu zweifeln, und wenn das, was hier etwa an Opposition keimen könnte, auch aus einer ganz anderen Richtung kommt, als die der Sinowjew und Kamenev, so kann es doch eines Tages gefährlich werden. Man sagt, Stalin erblicke seine letzte Stütze in der „Roten Armee“, jener Truppe, die Trotski einst schuf und in der heute General Blücher, der populärste Mann ist. Aber selbst diese Truppe in die schützende Arme der bewaffneten Macht hat für Stalin heimliche Schrecknisse. Schon nennen viele in Sowjetrußland General Blücher den „Roten Jaren“. So lange er im Fernen Osten die Macht gegen Japan hält, mag er politisch ungefährlich sein. Wie aber dann, wenn in Ostasien die Spannung einmal nachläßt und die Arme ihr Gesicht wieder nach Europa wendet? Im Sowjetssystem, in dem alles morisch ist, ist das Heer der einzige wirkliche Machtfaktor. Der Mann an seiner Spitze, der obendrein bei seinen Soldaten äußerst beliebt sein soll, könnte, wenn ihn der politische Ehrgeiz packt, seine Diktatur an der Stelle der Stalins aufrichten. Alles, was der Ermordung Kirows folgte, verrät ein reichliches Maß an Nervosität. Es muß Grund zu ihr vorhanden sein.

China vor der Einigung?

Tschiangkaiſchek auf dem Wege zur höchsten Macht

Ueber ein Jahrzehnt fand sich in den Zeitungen der Welt eine ständige Rubrik mit der gleichbleibenden Ueberschrift „Die Wirren in China“. Es kann süglich bezweifelt werden, ob es einen Menschen auf der Erde gegeben hat, der sich aus dem politischen Lohwauwau des Reiches der Mitte überhaupt noch herausfinden konnte. Selbst wenn man sich redlich Mühe gegeben hätte, wäre es auf die Dauer unmöglich gewesen, die ständig neu auftauchenden Namen von Generalen oder Parteigängern zu behalten, die durch eine neue Schilderhebung das Durcheinander nur noch vergrößerten. Als schließlich noch die Kommunisten ihre Hände ins Spiel steckten, wurde die Verwirrung vollendet. Man gewann den Eindruck, daß in dem größten Volk der Erde — jeder vierte Mensch auf Erden ist ein Chinese — einer gegen den anderen stände und das Land dazu verurteilt sei, im Dauerzustand der Unruhe zu verharren.

Umso interessanter ist daher die Kunde, daß es der umerlöschlichen Kraft dieses Volkes, das sich auf einer vieltausendjährigen Kultur aufbaut, allmählich doch gelungen ist, des schlimmsten Uebels Herr zu werden. Selbst die kommunistischen Aufstände, vor Jahren in Kanton, in jüngster Zeit in der Provinz Szechuan, wurden unterdrückt. Die letzten kommunistischen Widerstände beneiden den siegreichen Truppen der Zentralregierung keine unerwindlichen Hindernisse mehr. In wenigen Wochen kann die Zentralregierung nicht nur mit einem Schein des Rechts, sondern tatsächlich davon sprechen, daß das riesige Reich wirklich befriedet ist. Es zeugt von ihrem Weltbild, daß sie wirklich um den Fortgang und Ablauf der Ereignisse des Bürgerkrieges an der inneren Konsolidierung des Reiches durch Herstellung eines Verfassungsentwurfes gearbeitet hat, der nunmehr nach eingehender Beratung unmittelbar vor der Verkündung und Verwirklichung steht.

Die Ausarbeitung einer Verfassung wäre aber dazu

verdammt geblieben, Makulatur zu bleiben, wenn die Regierung in Kanton nicht gleichzeitig darauf bedacht gewesen wäre, die Gegensätze zwischen den Nordern und dem Süden auszugleichen. Der chinesische Südwesten mit dem Mittelpunkt Kanton ist für das Gesamtgefüge des chinesischen Reiches, vor allem wegen des Ueberseehandels, von größter Bedeutung. Unter der Hand sind schon seit längerer Zeit Verhandlungen gepflogen worden mit dem Ziel eines Ausgleichs. Es scheint nunmehr der Augenblick gekommen, in dem die Einigung auch äußerlich zutage tritt. Der Politische Zentralrat hat die Rücktrittsgesuche des Justizministers, des Vizejustizministers und des Vizeisenbahnministers angenommen. Zwar ist ein neuer Justizminister bereits ernannt worden, aber die freigewordenen Stellen werden zusammen mit einigen anderen hohen Verwaltungsposten, die augenblicklich nicht besetzt sind, für die Führer Kantons freigehalten. Weiter hat der südwestliche Politische Rat in Kanton eine Entschickung angenommen, daß sich die Ratsmitglieder jeder störenden Propaganda gegen Kanton zu enthalten haben.

Das alles sind günstige Vorzeichen für eine endgültige Einigung von Kanton, räumen aber auch die Schwierigkeiten hinfort, die der Verkündung der neuen chinesischen Verfassung augenblicklich noch im Wege stehen. Sie ist eine interessante Mischung von demokratischen und autoritären Grundzügen. Der Träger des Volkswillens ist die Nationalversammlung, die alle zwei Jahre auf die Dauer eines Monats zusammentritt. Auf Wunsch eines Viertels der Abgeordneten muß die Nationalversammlung einberufen werden. Gegenüber dem ersten Entwurf ist ihr jetzt das Recht der Verfassungsänderung entzogen. Die Stellung des Reichspräsidenten ist dafür autoritär ausgestaltet worden. Zwar ist der Exekutiv-Hof der höchste Träger der Exekutiv-Gewalt, aber da dessen Präsident vom Reichspräsident ernannt wird, hat in Wirklichkeit der Reichspräsident ausschlaggebenden Einfluß auf die Exekutive. Seine Stellung gleicht in vielen Fällen der des deutschen Reichspräsidenten. Er hat den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht, erklärt Krieg und schließt Frieden, verhängt den Ausnahmezustand, bestet ein Notverordnungsrecht, ernannt und entläßt die Militärs- und Zivilbeamten usw. Er ist lediglich der Nationalversammlung verantwortlich, seine Amtszeit beträgt vier Jahre, Wiederwahl ist einmal zulässig.

Die Frage, wer der erste chinesische Reichspräsident werden wird, ist eben so leicht gestellt wie beantwortet. Nach Lage der Dinge kommt niemand anders in Frage als der Marschall Tschiangkaiſchek, der namentlich das Idol der Jugend ist. Auch die Armee steht in diesem Falle geschlossen hinter ihm. Selbstverständlich besteht auch gegen ihn eine gewisse Opposition in den Reihen des besitzenden Bürgertums, doch scheint sie nicht stark genug zu sein, um sich dem Willen der Soldaten und der Jugend entgegenstemmen zu können. Die Parallele liegt zu nahe, als daß sie nicht gezogen werden müßte. Nach Verdienst und Alter hat Tschiangkaiſchek den Anspruch, als der chinesische Hindenburg gewertet zu werden. Hoffentlich bewährt er sich auch als Staatsmann dergestalt, daß er den ehrenvollen Vergleich mit dem deutschen Hindenburg verdient.

Zum Jahreswechsel



Kauft und verwendet die **SPITZEN ROSETTE** des Winterhilfswerkes

Emigranten und Asylrecht

Von Arthur Zmarzly

Die Forderung Jugoslawiens auf Feststellung der moralischen Verantwortlichkeit für das Marzeller Attentat durch den Völkerbundsrat macht die europäische Öffentlichkeit auf die Gefahren aufmerksam, die aus dem politischen Asylrecht erwachsen. Das Asylrecht für politische Flüchtlinge ist schon sehr alt. So besteht schon seit dem Jahre 1870 zwischen Italien und Frankreich ein Auslieferungsvertrag, von dem politische Verbrecher aber nicht betroffen werden. Flüchtlinge Politiker gab es schon in der Vorkriegszeit in großer Zahl. Es sei hier nur an führende deutsche Sozialdemokraten erinnert, die während der Dauer des Bismarckschen Sozialistengesetzes nach England und Frankreich flüchteten; an die russischen Anarchisten und Kommunisten, die vom Auslande aus die Propaganda in Wort und Tat gegen den zaristischen Staat leiteten. Aber erst die staatspolitischen Umwälzungen in der Nachkriegszeit haben eine kleine Völkerwanderung der politischen Flüchtlinge hervorgerufen. Aus Rußland, Italien, Bulgarien, Jugoslawien und Deutschland setzte sich der große Emigrantenzug in Bewegung, und die Propaganda der politischen Flüchtlinge trägt dazu bei, die starken Gegensätze der europäischen Staaten zu verschärfen.

Vor dem großen Kriege spielte das Asylrecht in den Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten keine so große Rolle. Nach dem Kriege, der zunächst in Rußland und Italien große staatspolitische Umwälzungen herbeiführte, erhielt es dagegen eine stark betonte politische Note. So erhob in früheren Jahren die faschistische Regierung Italiens wiederholt Einspruch bei der französischen Regierung gegen die politischen Umtriebe und Attentatsversuche der aus Italien nach Frankreich geflüchteten italienischen Emigranten. Die Intellektuellen unter den Flüchtlingen besitzen oft gute Verbindungen zu Politikern des Asyllandes und versuchen auf diese Weise, der Staatsmacht, vor der sie aus irgendwelchen Gründen geächtet sind, Schwierigkeiten aller Art zu ma-

chen. Wenn man auch die Tragweite dieser Flüchtlingspropaganda nicht zu unterschätzen braucht, weil sie oft in der politischen Zielsetzung des Asyl gewährenden Staates liegt, so übt schärfere Wirkungen doch die politische Tätigkeit derjenigen Emigranten aus, die aus nationalen Gründen ihr Land verlassen haben und vom Auslande aus ihre nationalpolitischen Ziele mit allen Mitteln verfolgen. Gerade auf dem Balkan haben die Friedensdiktate eine Emigration geschaffen, die zwar zahlenmäßig gering ist, aber über eine straffe Organisation verfügt und von jedem Mitglied blinden Fanatismus bis zur Mordtat fordert.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das politische Asylrecht trotz des Marzeller Attentats grundsätzlich von keinem Staat aufgehoben werden wird. In Europa sind die verschiedenartigsten Staatsformen und politischen Systeme vertreten. Alle Länder unter einen politischen Hut zu bringen, scheitert an dem unterschiedlichen Charakter der vielen europäischen Völkervölker. Diese Tatsache verleiht dem Asylrecht noch lange Lebensdauer; es wird weiterhin auch außenpolitisch nicht unterschätzt werden dürfen. Welchen Wert einzelne Staaten auf seine strikte Durchsetzung legen, dafür liefert Italien ein gutes Beispiel. Der Untersuchungs-ausschuß des Turiner Appellationsgerichts hat beschlossen, die Auslieferung Kwaterniks und Dr. Pawelitschs, die mit dem Marzeller Attentat in Verbindung gebracht haben sollen, an Frankreich nicht zu bewilligen, da die ihnen vorgeworfenen Handlungen durchaus politischer Natur seien. Die italienischen Behörden haben auf Grund der italienischen Gesetze und gemäß den internationalen Vereinbarungen entschieden. Vorläufig bleiben die beiden kroatischen Terroristen in Haft.

Die Haltung Italiens in der Auslieferungsangelegenheit ist rechtlich einwandfrei, was auch in Frankreich anerkannt wird. Damit ist aber noch nicht die Frage beantwortet, auf welche Weise der Völkerbundsrat die Forderung Jugoslawiens auf Feststellung der moralischen Verantwortung für das Attentat erfüllen soll. Es genügt ja nicht, in diesem Einzelfall eine Entscheidung zu treffen; der Rat wird vielmehr die Frage der politischen Flüchtlinge und der sich daraus ergebenden Verpflichtungen prüfen müssen. Die französische Regierung scheint die Absicht zu haben, in Genf die Handhabung des Asylrechts zur Sprache und — wenn möglich — einen Vertrag der Völkerbundsmächte zustande zu bringen, der dem Asylrecht seine politischen Schranken nimmt. Die Uebereinkunft müßte vor allen Dingen die Verpflichtungen der Staaten gegeneinander bei der Behandlung der politischen Flüchtlinge festlegen. Die Länder, in denen sich Emigranten befinden, sind sehr zahlreich, und viele von ihnen haben zweifellos den lebhaftesten Wunsch, einem Zustand abzuhelfen, der von Zeit zu Zeit die allgemeine Lage oder den Frieden bedroht. Man kann allerdings Zweifel hegen, ob es möglich sein wird, sich im Völkerbund auf einen Vertragsentwurf zu einigen, der die Einfuhrnahme der politischen Flüchtlinge auf die politischen Beziehungen der Staaten unterbindet. Es kann sich dabei immer nur um Verprechungen handeln, die Streitigkeiten darüber, ob sie eingehalten worden sind oder nicht, keineswegs ausschließen.

Der griechische Thron für Georg und Marina!

Doch politische Hintergründe der Vermählung!

Am sich kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Heirat zwischen dem vierten englischen Königssohn, dem Herzog von Kent, und der griechischen Prinzessin Marina eine wirkliche Liebesangelegenheit gewesen ist. Zum mindesten sprachen die äußeren Umstände dafür. Der nachgeborene Sohn König Georgs V. ist nach menschlichem Ermessen heute nicht mehr in der Lage, doch noch einmal englischer König zu werden, weil noch drei Brüder und zwei Nichten vor ihm thronfolgeberechtigt sind. Auch bei Marina kamen dynastische Interessen nicht in Frage, denn sie war eine griechische Prinzessin aber die dritte Tochter eines Prinzen aus einer Nebenlinie der Dynastie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, das seit dem März 1924 nicht mehr in Griechenland regiert.

Es ist auch anzunehmen, daß die beiden Hauptbeteiligten, Georg und Marina, von irgendwelchen Ehrgeizen auf einen Königsthron weit entfernt sind. Aber Angehörige fürstlicher Häuser müssen nun einmal das Schicksal erleiden, daß sie nicht völlig frei in ihren Entschlüssen und Handlungen sind. Tugendwahn, irgendwo müssen sie die Rollen von Figuren auf dem politischen Schachbrett spielen, und zwar auch dann, wenn es sich um keine ernsthafte Aktion, sondern nur um ein taktisches Manöver handelt.

Nun scheint bereits wenige Wochen nach der Vermählung Georgs und Marinas der Zeitpunkt gekommen zu sein, in dem sie in das Getriebe der Politik einbezogen werden. Sie selbst werden vermutlich keinen Finger dazu rühren, aber es gibt andere, die die Fäden in den Händen halten und die Figuren nach ihrem Willen bewegen und handeln lassen. Trotz der Entthronung ihres Stammhauses hat Marina nie aufgehört, sich als griechische Prinzessin anzusehen. Neben den englischen Flaggen prangten in London während der Hochzeitswoche die griechischen und dänischen Fahnen, da bekanntlich das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg den Begründer der Dynastie, den König Georg I. von Griechenland als dänischen Prinzen auf den Thron entsendet hat. Marina bestand auf einer der Trauung nach anglikanischem Ritus folgenden griechisch-katholischen Trauungszeremonie, zu der der Archimandrit von Athen hinzugezogen wurde. Schließlich wurden auch, was besonders beachtet zu werden verdient, eingehende Berichte von den Londoner Festlichkeiten in griechischer Sprache durch den Rundfunk nach Griechenland verbreitet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Selbstgefühl der Griechen durch alle diese Dinge außerordentlich geschmeichelt wurde, was sich schon rein äußerlich in einer Unmenge von Telegrammen aus Griechenland an Marina zeigt.

Die griechischen Royalisten, die zahlenmäßig nicht zu erfassen sind, deren Einfluß aber von Tag zu Tag wächst, haben bereits seit einiger Zeit große Mühseligkeit entfaltet, um die Bevölkerung nach zehnjähriger Pause wieder mit der Wiederherstellung der Monarchie vertraut zu machen. Griechische Berichte belagen, daß die junge Intelligenz in der Hauptstadt Athen und die Landbevölkerung den Restaurationsplänen nicht abgeneigt seien. Auch ist unlängst eine neue Partei, die „Nationale Renaissance“ gegründet worden, die die Wiedererrichtung der Monarchie erstrebt. Eine monarchische Wochenchrift soll bereits eine Auflage von 15 000 Exemplaren haben. Bei allen diesen günstigen Vorzeichen für die Monarchie darf man aber nicht übersehen, daß die Zahl der Republikaner auch heute noch in Griechenland sehr stark ist. Die republikanischen Parteien, die abwechselnd die Kabinette bilden, haben sich nicht mit Ruhm bedeckt. Richtig zur inneren Ruhe und Ordnung ist das Land

zeit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr gekommen, vor allem sind die politischen und wirtschaftlichen Folgen des unglücklichen Krieges gegen die Türkei, der vor zwölf Jahren König Konstantin den Thron kostete, noch nicht überwunden. Das gegenwärtige Kabinett Tsaldaris hat bereits abgewirtschaftet, sodas in Bälde eine neue Regierung zu erwarten ist.

Wer soll sie bilden, wer soll sie übernehmen? Auch heute noch geschieht in Griechenland nichts, das nicht dem Willen des eigentlichen Verkäufers der griechischen Geschichte, Venizelos, entspricht. Hinter ihm steht noch eine zweite Persönlichkeit, die es jedoch liebt, immer im Dunkeln zu bleiben, der bereits heute von Legenden umwobene Kanonenkönig Sir Basil Zaharoff, der ein gebürtiger Grieche ist und wiederholt in der letzten Vergangenheit in die Entwicklung seines Vaterlandes nach der einen oder anderen Seite eingegriffen hat. Venizelos vertritt gewissermaßen die griechische Staatsidee, Zaharoff dagegen hat das Geld. Wenn beide zusammen sich dahin entschließen sollten, das Griechenland wieder Monarchie wird, dann wird eben Griechenland eine Monarchie. Sollten sie aber anderer Meinung sein, dann bleibt es eben bei der Republik. Nehmen wir aber einmal an, die Entscheidung falle zugunsten der Restauration. Dann ist mit Sicherheit anzunehmen, das Georg und Marina bessere Aussichten auf den Thron haben als Marinas Vater Nikolaos. Einige Kreise der griechischen Monarchie befürworten seine Thronbesteigung, da er als Schwiegervater des Prinzregenten Paul von Jugoslawien einerseits und des Herzogs von Kent andererseits über Verbindungen verfügt, die Griechenland möglicherweise recht nützlich sein könnten. Demgegenüber steht allerdings die Tatsache, das die frühere Dynastie im allgemeinen nicht beliebt ist. Deswegen arbeiten die Monarchisten nun mit dem Vorschlag, dem Herzog von Kent die Krone anzubieten, weil dann die griechisch-englischen Beziehungen noch enger geknüpft werden können und außerdem die Königin eine Griechin ist, die obendrein in Athen zur Welt gekommen ist. Um das Projekt noch schmuckhafter zu machen, arbeiten die Befürworter Georgs und Marinas mit der Behauptung, das England in diesem Falle die Insel Cypern an Griechenland zurückgeben werde, ohne allerdings seinen Flottenstützpunkt aufzugeben.

Die Haustochter in der jetzigen Zeit

Von Paula Kaldewey

Man kann es offen aussprechen: der Beruf einer Haustochter stand in den letzten Jahren in Deutschland nicht gerade hoch im Kurse. Nur ungern entschlossen sich die eine Stellung Suchenden zu einer derartigen Tätigkeit. Sie fürchteten, von den Hausfrauen als „billige Arbeitskraft“ ausgenutzt zu werden, die Rolle eines „Aschenputtels“ zugewiesen zu bekommen. Vielleicht hatten sie recht, oder ihnen Nahestehende, bereits üble Erfahrungen gemacht. In irgend einer Zeitung lasen sie vielleicht: „Haustochter gesucht!“ Wie viel Vertrauensverweidendes lag doch allein schon in diesem Wort. Besonders wenn noch voller „Familienanschluß“ zugesichert wurde, glaubte man das denkbar Beste gefunden zu haben. Und da man nicht sehr lebensklug war, unterließ man es, einen Vertrag abzuschließen, in dem Rechte und Pflichten genau festgelegt waren. Hinter ihnen stand auch keine Organisation, wie sie die Hausangestellten besitzen und wo Lohn, Arbeitszeit, Ausgehstage, Aufenthaltsraum, Kündigungsmöglichkeiten, Urlaub — kurzum alles bis ins kleinste festgelegt ist. Vertrauensvoll trat man die Stellung an, um dann bald erkennen zu müssen, das „Haustochter“ gleichbedeutend war mit „Mädchenerjak“ — natürlich ohne dessen Rechte! Ohne bestimmte Arbeitszeit, ohne freie Abende galt es, in fester Bereitschaft zu sein. Das bei einer derart mißbräuchlichen Anwendung des Begriffs „Haustochter“ die Beziehungen zwischen Hausfrau und Jener, die diesen Beruf erwählte, um im fremden Hause Wurzel zu fassen, keine besonders herzlichen waren, braucht eigentlich nicht erst betont zu werden.

Die heutige Zeit, wo viele junge Mädchen ihren Arbeitsplatz verlassen müssen, um ihn für einen stellunglosen Mann freizumachen, erfordert nun von unseren Hausfrauen, das sie mit daran helfen, neue Arbeitsstätten für die beruflos Gewordenen zu schaffen. Und es sollte eine Ehrenpflicht für jene sein, sie im ganzen Aufbau so zu gestalten, das die Suchenden die Wirksamkeit einer Haustochter als vollwertige Tätigkeit, jeder anderen vergleichbar, betrachten können. Nun glaube man aber ja nicht, jede Häuslichkeit wäre geeignet, eine Haustochter aufzunehmen. Wer es innerlich nicht fertig bringt, in dem fremden jungen Menschenkind, das an dem Reichtum eines glücklichen Familienlebens teilnehmen möchte, vor allen Dingen die Bahntochter zu sehen, der sollte sich ehrlicher Weise selbst das Zeugnis ausstellen, das er der lödenden Aufgabe, die ihm hier winken könnte, nicht gewachsen ist. Hier bleibt als Arbeitskraft ja immer noch die Hausangestellte, die keinen Anspruch darauf hat, in ein Tochter-Verhältnis zu der Hausfrau zu treten, die zufrieden ist, wenn die Forderungen erfüllt werden, die von der betreffenden Fachschaft zu ihren Gunsten gestellt werden.

Es wäre übrigens eine irrtige Annahme, wenn unsere Hausfrauen glauben würden, eine Haustochter käme nur für Küche und Hausarbeit in Frage. Einerlei, ob sie als Sprechstundenhilfe und Buchhalterin im ärztlichen Haushalt benötigt wird, als Betreuerin der Kinder, in Hof und Garten, als Mitverkäuferin im Geschäft, als Begleiterin auf Reisen — ihre eigentliche Wertung erfährt sie durch das Vertrauen, das man ihr entgegenbringt, durch die Stellung, die man ihr zuweist. Eigentümlicherweise entspannt sich vor kurzem in einer Tageszeitung ein Disput darüber, ob Haustochter lieber in einen kinderlosen Haushalt oder in einen solchen mit Kindern gingen. Dazu nahm eine Hausfrau, die selber zehn Jahre in dieser Tätigkeit bei fremden Leuten war, das Wort und erklärte: Die Abneigung gegen die Stellung in kinderreichen Familien rührt nicht von mangelndem Kinderliebsein her, sondern sie ist hervorgerufen durch die Unvernunft mancher Mütter, die ihre Kinder so unerzogen heranwachsen lassen, das zum Beispiel achtjährige Mädchen sich noch nicht allein an- und auskleiden können, und das eher ein „Sturm“ im Anzug ist, als das sich eine Zwölfjährige bei besonderer Gelegenheit einmal die Schuhe putzt. Man darf zuversichtlich hoffen, das die Zeiten, wo derartiges möglich war, nun wirklich endgültig vorüber sind. Heute würde wohl auch kaum jemand Verständnis dafür haben, das man einer Haustochter, die vier Jahre in einem Haushalt treue Dienste leistete, einen erbetenen kurzen Weihnachtsurlaub zu Angehörigen rundweg abschlug.

Nun drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: eignet sich denn jedes junge Mädchen, das eine Stellung sucht, zur Haustochter? Sie kann mit einem glatten Nein beantwortet werden. Wie man diesen Beruf in der Jetztzeit auffassen sollte, kommt er nur für solche Menschenkinder in Betracht, die mit dem festen Willen in ein Haus gehen,

dort entweder die fehlende Tochter zu ersetzen oder der heranwachsenden Kameradin zu sein. Gelingt es ihnen, auf Grund tiefsten Vertrauens zur Arbeitgeberin in ein väterliches Verhältnis zu kommen, dann wird sich das schwehsterliche schon von selbst ergeben. Natürlich steht das bei der Stellungsuchenden ganz bestimmte Eigenschaften voraus. Sehr oberflächliche Naturen, deren Sinn nur auf außerhäusliche Vergnügungen gerichtet ist, können nie und nimmer eine gute Haustochter sein. Für eine solche wird es kein „verfehlter“ Nachmittag oder Abend sein, wenn sie die ihr zugewilligten Freistunden nicht in der Konditorei, im Kino oder im Theater verbringt, sondern mit einer leichten Handarbeit im Familienkreis beim Musikzieren oder Vorlesen. Bei diesen Gelegenheiten schwindet das letzte Fremdsein, öffnen sich innerlich Türen, die vielleicht noch verschlossen gehalten wurden, wandelt sich das Haus der Fremden zur neuen Heimat. Aber in der Folge werden wir immer wieder erfahren, das unendlich viele Haushaltungen, die sich vortrefflich zur Aufnahme einer Haustochter eignen würden, ohne eine solche sind. Wahrscheinlich sind sie sich ihres Wertes nicht voll bewusst, was tief bedauerlich ist zu einem Zeitpunkt, wo zahlreiche junge Mädchen „besten Händen“ anvertraut werden sollen.

Vielleicht gelingt es den Hausfrauenorganisationen, eine größere Zahl ihrer Mitglieder zu bewegen, ihre häuslichen Haustochtern zu öffnen. Bei der Ordnung dieser Dinge wird zweifellos die Gehaltsfrage eine Rolle spielen und das „Schlicht im Schlicht“ aus der Verfertigung hervorgeholt werden. Man sollte es dort wirklich ruhen lassen, denn ohne einen Entgelt kann heutzutage kein Mensch einem anderen Dienste leisten. In den meisten Fällen verlassen ja die jungen Mädchen das Elternhaus, um Vater und Mutter in pekuniärer Hinsicht nicht länger zur Last zu fallen, und wer will es einer Sparsamen bedenken, wenn sie das Verdiente auf die hohe Kante legt, um später zur Gründung eines eigenen Heims beisteuern zu können oder einen Notgroßchen für alte Tage zu besitzen?



Das Kunstwert des Monats Dezember, eine große Marienfigur, ist ein Meisterwerk des bayerischen Skulptors. Es handelt sich um eine Tonstatuette des süddeutschen Meisters Egid Quirin Adam (1697—1750).

Technische Monatschau

Wovon man im November sprach

Die deutsche Technik befindet sich gegenwärtig im Zustand einer allmählichen, aber unaufhaltbaren Umstellung, die eine stärkere Berücksichtigung und Ruhbarmachung heimischer Rohstoffquellen zum Gegenstand und Ziel hat. Im Gegensatz zu der unter der Zwangslage des Krieges seinerzeit vollzogenen Umstellung spielt sich heute der Prozeß nicht nur wesentlich vorsichtiger und ruhiger, sondern vor allem auch unter dem betonten Kennzeichen der Qualitätserhaltung ab. Alles ist darauf abgestellt, den ausländischen Rohstoff überall da, wo er aus Qualitätsgründen unentbehrlich ist oder seine Einfuhr handelspolitisch vertretbar ist, beizubehalten, und ihn nur dort durch heimische Erzeugnisse zu ersetzen, wo die Güte der Fertigwaren dadurch nicht beeinträchtigt wird. In der Glastechnik, die im Laufe der vergangenen Monate ihre diesjährige Hauptversammlung veranstaltete, liegen die Dinge so, das mengen- und wertmäßig der bedeutendste Teil der Rohstoffe, insbesondere Kohle, Sand, Kalk und Ton aus heimischen Lagerstätten stammt. Nur wenige Stoffe müssen aus dem Ausland bezogen werden, und auch diese gehen zahlenmäßig immer mehr zurück, da es in zunehmendem Maße gelingt, die Produkte im Inland in gleicher Güte zu gewinnen. Beispielsweise konnte in jüngster Zeit festgestellt werden, das ein im Inland synthetisch erzeugtes Eisenoxyd sich ausgezeichnet zum Einsatz eines bisher aus dem Ausland bezogenen Poliermittels eignet. Das neue Erzeugnis gestattet infolge seiner Reinheit die Polierzeiten erheblich abzukürzen, ohne das die Politur in qualitativer Hinsicht beeinträchtigt wird.

In der Schifffahrt, die ebenfalls im Laufe des vergangenen Monats mit der „Schiffbautechnischen Tagung“ ihre diesjährige Jahresversammlung beging, steht gegenwärtig das Binnen-schiff im Vordergrund des Interesses. Während nämlich in der Seeschifffahrt kaum noch ein Problem des Antriebs besteht, sind im Binnen-schiffbau noch zahlreiche Rätsel zu lösen. Dabei dreht es sich in wirtschaftlicher Hinsicht vor allem darum, den geeigneten Brennstoff bzw. Treibstoff für den Antrieb festzustellen und in stärkerem Maße nutzbar zu machen. Ein Vergleich der verschiedenen, heute verfügbaren Brennstoffe und Treibstoffe zeigt, das sowohl die aus Benzol, wie die aus Benzin gewonnene Kraftstoffsubstanzen außerordentlich teuer ist. Der Dieselmotor liegt wesentlich günstiger, er liefert etwa die sechs- bis achtfache Antriebskraft für das gleiche Geld und ist einer mittelguten Dampfmaschine durchaus ebenbürtig. Die gute Dampfmaschine hingegen ist dem Dieselmotor überlegen. Ganz abgesehen davon, das die flüssigen Treibstoffe gegenwärtig nur in unzureichenden Mengen im Inland erzeugt werden können, stellen sie also auch keineswegs das wirtschaftliche Optimum für den Binnenschiffantrieb dar. Wirtschaftlich an der Spitze steht die Dampfmaschine. Allerdings wird sie in bezug auf den Kessel sehr wesentlich verbessert und vereinfacht werden müssen, wenn den festen Brennstoffen der Platz zurückerobert werden soll, der ihnen hier zukommt. Die Entwicklung drängt nach handlichen Hochleistungs-Rohrentkesseln und nach Brennern, die mit Kohlenstaub oder Fließkohle betrieben werden können.

Ganz besonders stark ist die eingangs erwähnte Umstellung in der Textilindustrie, und sie steht hier fast noch stärker als auf anderen Gebieten im Zeichen der Gewährleistung einer guten Beschaffenheit der Fertigware. Das Hauptziel der Entwicklung ist nicht die Schaffung von Ersatz, sondern die Entwicklung völlig neuer, mit den bisherigen Erzeugnissen nicht vergleichbarer Produkte, die in ihren Eigenschaften und Anwendungsformen durch aus Neuschöpfungen sind und daher zweckmäßig als Neustoffe bezeichnet werden. Ein Beispiel für diese Entwicklung aus der jüngsten Zeit ist ein Stapelfaserprodukt, das nach dem Kupfer- spin-Verfahren hergestellt ist und aus dem zusammen mit Wolle qualitativ ausgezeichnete Stoffe gewebt und gestrickt werden können. Die Faser zeichnet sich durch eine gute Reißfestigkeit und einen weichen Griff aus. Neu sind ferner Mischgarnstoffe aus Leinen und Kunstseide bzw. Stapelfaser, sowie aus Leinen und Baumwolle, mit denen man ebenfalls in qualitativer Hinsicht um ein gutes Stück vorwärts gekommen ist. Als Effektmaterial spielen neuerdings feine Bänder aus Cellophan eine große Rolle, durch die man sogenannte Glashauteffekte bei Kleiderstoffen, Hüten und dergl. hervorruft. Das bündchenförmige Material wird dabei in die Ware eingearbeitet. Auf der Verwendung von Cellophan beruht auch das sogenannte Flizogarn, das ein in bestimmter Weise verändertes Cellophan enthält.

Interessante Untersuchungen sind beim Forschungsinstitut für Edelmetalle in Schwäbisch Gmünd angestellt worden. Man ist bei diesem Institut der oft aufgestellten Behauptung auf den Grund gegangen, das den Metallen ein charakteristischer unangenehmer Geruch und ein ebensolcher Geschmack eigen sei, die ihre Verwendung bei der Herstellung und beim Genuß von Speisen bedenklich erscheinen lassen könnten. Die umfangreichen Untersuchungen, die an den verschiedensten Metallen angestellt wurden, ergaben, das die Metalle in Wirklichkeit keinen Eigengeruch und keinen Eigengeschmack besitzen. Es zeigte sich aber, das einige Metalle, vor allem Silber, Kupfer und die Legierungen dieser beiden Metalle, unter der Einwirkung gewisser chemischer Verbindungen, wie sie auch in Nahrungsmitteln gelegentlich vorkommen können, einen Geruch und einen Geschmack annehmen können. Dieser Geruch bzw. Geschmack ist dann durch an der Metalloberfläche angelegte Fremdstoffe bedingt. Es zeigte sich ferner, das solche Fremdstoffe nicht durch die üblichen mechanisch wirkenden Reinigungsmittel beseitigt werden können, das ihre Entfernung vielmehr eine chemische Einwirkung voraussetzt. Erst durch eine solche Einwirkung werden die geruchs- und geschmacksbildenden Stoffe zerstört und die Metalle wieder von Geruch und Geschmack freigemacht. Dr. Christian Siegert.

Räumen in Kisten und Kästen

Die rechte Zeit zur gründlichen Durchsicht — Die Winterhilfe ist für alles dankbar

Von Hanna Lieske

Schränke, Schubladen, Truhen sind gestopft voll, immer wieder wird der Ruf nach neuen „Behältern“ laut. Wenn aber der Raum beengt erscheint, dann soll man sich an einem stillen Tage — und im Winter wird sich ein solcher Tag wohl einmal finden — seine Behälter vornehmen und sich ansehen, was man im Laufe der Zeit darin aufgestapelt hat. All die Dinge, die man hier verwahrt, hebt man natürlich in gutem Glauben auf. Man mag sich zunächst nicht von ihnen trennen, und das ist nur zu verständlich. Aber im allgemeinen stellt das Leben zu viele Anforderungen an uns, es läßt uns gar nicht dazu kommen, in unseren alten Erinnerungsschätzen zu wühlen, uns in sie zu versenken. Wir haben vielleicht gedacht: wenn wir einmal alt geworden sind, so werden wir Zeit finden, uns mit all diesem zu beschäftigen. Aber wenn wir dann wirklich alt sind und wenn wir wirklich vielleicht sogar Zeit haben, — ja, dann sind die Erinnerungen blaß und weß geworden, — wir holen sie vielleicht hervor, aber sie vermögen uns nichts mehr zu sagen. All die blutvolle Wärme, die sie einst bestrahlten, ist ihnen in den Jahren, da wir keine Zeit für sie hatten, entströmt, sie sind nur noch Atropen, die uns vielleicht ein wenig wehmütig zu stimmen vermögen, uns aber sonst nichts angehen. Und dafür haben wir sie ein Leben lang mit uns herumgeschleppt, haben uns unsere Anzüge durch sie erschwert, haben uns Platz wegnehmen lassen, den wir besser hätten anwenden können.

Es ist wirklich unsinnig, jeden Brief aufzuheben, wie viele Leute, und besonders viele Frauen, das tun. Wir sollen einen Brief, den wir bekommen, so oft lesen, bis uns sein Inhalt wirklich bekannt ist. Dann können wir sicher sein, das unser Gedächtnis uns diesen Brief treulich aufbewahrt und uns viel öfter eine Stelle daraus vor Augen führt, als wenn wir den Brief in den Kasten zu den anderen legen und kaum jemals Zeit finden, ihn wieder hervorzuholen. Bei Liebesbriefen kann man insofern eine Ausnahme machen, als man sie wahrscheinlich so lange aufheben wird, wie die Liebe dauert. Dann aber soll man zur Aufbewahrung auch nur die Briefe herausuchen, die einen besonderen Gesichtswert haben. Briefe von Menschen, die aus unserem Gesichtskreis und unserm Leben verschwunden sind, aufzuheben, ist ziemlich sinnlos, es sei denn, das die Briefe bestimmte interessante Fragen behandeln. Auf jeden Fall muß man alle Jahre einmal seine sämtlichen alten Briefe durchsehen und das uninteressant Gewordene verbrennen.

Alte Schulbücher aufzuheben, ist ebenfalls unfruchtbar. Die Kinder können die veralteten Bücher doch fast niemals benutzen, man hat also nur unnötig Bücherlisten herumstehen. Viel lieber soll man beizeiten die Bücher weg-schenken, solange sie noch einem Menschen nützen können. Ebenso ist es mit alten Möbeln, die in der Wohnung überflüssig geworden sind. Die Winterhilfe ist froh, wenn man ihr so ein altes Möbelstück schenkt, das natürlich unter den geschickten Händen der Helfer noch sehr brauchbar und hübsch werden kann. Wenn wir uns aber schon einmal entschlossen haben, es abzugeben, so sollen wir auch folgerichtig sein und es nicht nur aus unserer Wohnung, sondern auch aus Luftschuggründen von unserer Bodenlammer verschwinden lassen. Genau so ist es mit Spielsachen. Sie werden vom jahrelangen Liegen nicht besser. Man hat vielleicht, wenn man sie verpackt, den Wunsch, sie auf die eigenen Kinder später einmal zu vererben, — dabei vergißt man aber, das Perücken und Kleider der Puppen von Motten verzehrt werden und das geliebte Puppenkind, wenn man es nach Jahren seinem Sarge entnimmt, einen gar traurigen Anblick bietet. Außerdem sind in der nächsten Generation ganz andere Spielsachen beliebt. Man kann also nur den Rat geben: wenn ein Kind seinen Spielsachen entwachsen ist, so soll man sie der Winterhilfe geben, die sie Kindern weitergibt, die frohe Stunden dadurch haben. Jetzt um Weihnachtszeit ist die rechte Zeit, Schränke, Truhen und Kommoden gründlich durchzusehen. Was wir selber nicht mehr brauchen können, sollen wir auf dem Wege über die Winterhilfe an die geben, denen es noch etwas bedeuten kann. Tote Werte sollen wir zu lebendigen machen. Diese Zauber-kraft ist uns gegeben, nur indem wir die Dinge an ihren rechten Platz bringen!

Der hundertjährige Kalender

Ein Wetterprophet aus dem 17. Jahrhundert — Der Abt Knauer entwarf ihn — Großer Anfall bei der Landbevölkerung

Von Ernst Walther.

Noch gibt es ungezählte Bauernleute, die eine große Meinung vom hundertjährigen Kalender haben und denen ein Kalender als unvollständig erschiene, in dem Angaben über den „Hundertjährigen“ fehlen. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts ist es einmal vorgekommen, daß ein Volkskalender, der hauptsächlich von Landleuten gekauft wurde, zum größten Teil absehbar war, weil darin irrtümlicherweise die Angaben aus dem „Hundertjährigen“ weggelassen waren. Erst, als man diese Angaben nachlieferte, war die Auflage bald abgesetzt. Der hundertjährige Kalender entstand im 17. Jahrhundert, in jener Zeit, da die Astrologie in höchstem Schwange war, da die Sterndeuterei allgemein als eine Wissenschaft galt, als hochgeheiligte Leute, Fürsten, Staatsmänner, Feldherren, nichts Wichtiges unternahmen wollten, ohne vorher ihren Hof- und Leibastrologen befragt zu haben. Auch Wallenstein glaubte ja, daß sein Schicksal in den Sternen geschrieben stehe.

Nach dem hundertjährigen Kalender wird die kommende Witterung in der Hauptsache von den Sternen bestimmt, und ganz besonders wieder von Sonne, Mond, Merkur, Saturn, Jupiter, Venus und Mars. Und nicht auf Wochen und Monate sollten diese Sterne das Wetter vorher bestimmen, sondern gleich auf ein volles Jahrhundert. Je nachdem, welcher Stern gerade das einzelne Jahr „regierte“, sollte auch das Wetter der einzelnen Jahre sein. Das Jahr, das unter dem Regiment des Mars stand, sollte große Trockenheit und Hitze bringen. Merkur brachte ein zwar kühleres, aber auch trockenes Jahr, hatte in einem Jahre Jupiter seine Herrschaft angetreten, so gab es viel Wärme und auch viel Feuchtigkeit. Die Herrschaft des Mondes sollte ein kaltes und feuchtes Jahr bedingen.

Dieser hundertjährige Kalender, der richtige Bauernkalender des 18. und zum Teil auch noch des 19. Jahrhunderts, geht zurück auf einen Abt mit Namen Mauritius Knauer, der von 1612 bis 1664 in einem Kloster bei Kulmbach in Franken lebte. Das Original des Knauerischen Kalenders wird noch heute im Stift zu Bamberg aufbewahrt und trägt die Ueberschrift: „Calendarium oeconomicum practicum perpetuum“. Vielleicht fertigte dieser Abt Knauer seinen Kalender nur zum Zeitvertreib und zum eigenen Vergnügen an, oder er kam nicht mehr dazu, ihn drucken zu lassen. Jedenfalls lag sein Kalender nach seinem Tode noch einige Jahrzehnte im Kloster, ehe sich jemand fand, der ihn zum ersten Male drucken und verbreiten ließ.

Der erste, der den „Hundertjährigen“, noch unter Beifügung eigener Weisheit herausgab, war der Medikus Christoph von Hellwig aus Erfurt. Die allererste gedruckte Ausgabe wurde von Hellwig im Jahre 1700 fertiggestellt und für das Jahr 1701 herausgegeben. Bei Bauern wie Bürgern fand er sogleich einen außerordentlich großen Anfall. Zum Ärger der vielen anderen Kalenderdrucker, die es damals schon gab, wollte nun jedermann nur noch einen Kalender kaufen, in dem Angaben aus dem „Hundertjährigen“ enthalten waren. So mußten sich auch andere Kalenderdrucker dazu bequemen, derartige lange Wetterprophetieungen in ihren Kalendern aufzunehmen, wenn sie auf Absatz rechnen wollten. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch war dann der zuerst von Hellwig herausgegebene „Hundertjährige“ das am meisten gekaufte und gelebte Buch im deutschen Sprachbezirk. Bauern, die nicht lesen konnten, ließen sich die Witterungsangaben aus diesem Kalender von einem Lesekundigen wenigstens vorlesen, andere lernten diese Wetterprophetieungen auswendig. Daß die Wettervorhersagen oft nicht stimmten, nahm man ohne Widerspruch hin, zumal, da die Wetterprophetieungen anderer Kalender, die nur auf ein Jahr lauteten, ebenfalls meist nicht stimmten wollten. So glaubte man, es dem „Hundertjährigen“ schon verzeihen zu können, wenn einmal statt eines trockenen ein feuchtes oder statt eines warmen ein kaltes Jahr kam.

Zudem war die Bezeichnung hundertjähriger Kalender nur eine Erfindung des Medikus Hellwig aus Erfurt. Der Abt Knauer glaubte wohl keineswegs einen hundertjährigen Kalender geschaffen zu haben, sondern einen immerwährenden Kalender. Nach Knauers Meinung sollte das Wetter, je nachdem, ob Mond, Sonne, Merkur, Jupiter, Venus, Mars oder Saturn das Jahr „regieren“, alle sieben Jahre wechseln, hatte also mit der Zahl hundert gar nichts zu tun. Wenn Hellwig seinen Kalender den „Hundertjährigen“ nannte, so wohl hauptsächlich, weil er glaubte, daß diese runde Zahl als Kalendertitel auf die Landleute großen Eindruck machen werde — der „Hundertjährige“ war also nur ein Aushängeschild und Anlockungsmittel. Doch wie dem auch sein möge, daß dieser Kalender wie kein anderer volkstümlich wurde und bis auf unsere Zeit vollständig blieb, ist gewiß.

Buntes Allerlei

Wenn der weiße Flieder wieder blüht...

Seit Jahren nicht hat der Dezember so wie diesmal im Zeichen frühlingshafter Temperaturen gestanden. Aus einer kleinen Dürchgang in der Mark, Beerheide, kommt jedoch die Nachricht, daß dort der Flieder zum zweiten Male in diesem Jahr in voller Blüte steht. Neben dieser ungewöhnlichen Erscheinung sind in vielen Teilen des Reichs zweite Obsternten zu verzeichnen gewesen. Erstauslich ist auch die Tatsache, daß auf einem Gute im Kreise Regnitz zum zweiten Male im Jahr Sommergerste geerntet worden ist. Anfang Juli war die erste Ernte der Frühjahrsbestellung erfolgt, wobei ein erheblicher Körnerausfall festgestellt wurde, der vermutlich auf die große Trockenheit zurückzuführen war. Danach wurde das Feld umgepflügt, Anfang August sah das Feld auf einmal wie neu bestellt aus, denn durch Ende Juli einsetzende Regenfälle waren die Ausfallkörner gekeimt. Da die Sommergerste ziemlich schnell zum Reifen gelangt, so konnte man infolge des besonders milden Herbstwetters jetzt tatsächlich noch die Ernte vornehmen, da die Körnerbildung bereits völlig abgeschlossen war. Die zweite Ernte ist durchschnittlich dreiviertel Meter hoch geworden.

Beschwerdetelegramme — kostenlos

Eine interessante Neuigkeit hat der mexikanische Präsident Carrdenas für sein Land angeordnet. Wenn in Zukunft ein Bürger über irgend etwas berechtigter Klage zu führen hat, so wird ihm die Möglichkeit gegeben sein, täglich in der Zeit zwischen 12 und 13 Uhr ein völlig kostenloses Beschwerdetelegramm an den Präsidenten aufzugeben. Die Bestimmung erhält einzig dadurch eine Beschränkung, daß derartige Telegramme den Umfang von 20 Worten nicht überschreiten dürfen. Auf diese seltene Weise hofft der mexikanische Präsident, einen sehr lebendigen Kontakt mit der mexikanischen Bevölkerung zu erhalten. Man darf gespannt darauf sein, wie sich die neue Bestimmung in der Praxis auswirken wird.

Abgeordnete kaufen Rüsse

Einige europäische Staaten sind in der letzten Zeit auf immerhin etwas ungewöhnliche Wege verfallen, um irgend welchen Räten ihres Landes abzuhelfen. So mußten vor einigen Wochen in Estland die Staatsbeamten je nach ihrem Einkommen eine entsprechende Anzahl Gänse kaufen, um den Absatz dieser Ausfuhrware sicherzustellen. Aus Jugoslawien wird jetzt ebenfalls ein originelles Verfahren bekannt. Die Regierung will energisch den Anbau von Obst- und Nussbäumen fördern. Auf Vorschlag des Präsidenten der jugoslawischen Handelskammer wird daher jetzt jeder jugoslawische Abgeordnete 20 Pfund Rüsse kaufen und sie in seinem Wahlkreis den Siedlern und Bauern zur Anpflanzung verteilen. Vielleicht, daß dadurch die Weihnachtsbescherung der kommenden Generation reichlicher ausfällt.

Walisch-Zwillinge

Die größten Säugtiere des Meeres, die Wale, bringen normalerweise alle zwei bis drei Jahre ein Junges zur Welt. Vor einigen Tagen wurde nun von der Mannschaft des norwegischen Walischjägers „Ejvind“ im südlichen Polarmeer ein 33 Meter langer weiblicher Blauwal erlegt, in dessen Kieselbauch man als große Selteneit zwei junge Wale vorfand. Die Junge des gewaltigen Tieres wog allein über 60 Zentner.

Anekdoten und Schurrer

Während Bonapartes ägyptischen Feldzuges (1798) wurde die Division Friant, bei der sich die meisten der Natur- und Sprachforscher befanden, die diese Expedition im Auftrage der Regierung begleiteten und ihr Gepäck auf zahlreichen Eseln mitführten, auf dem Marsch von Arabern überfallen. Die Lage der Truppenabteilung war sehr kritisch, da die flinken Wüstenjöhne von allen Seiten in dichten Scharen auf sie einströmten. Da erhob sich der General Friant im Sattel und rief: „Karree bilden, die Esel und die Gelehrten in die Mitte!“ Ein schallendes Gelächter erscholl hierauf durch die Bataillone, und die Araber wurden durch diesen ihnen unbegreiflichen Ausdruck der Heiterkeit so bestürzt, daß sie ohne Kampf auseinanderstoben. General Friant aber konnte dem Oberfeldherrn die Meldung von einem glücklich abgeschlagenen Ueberfall erstatten.

Der 97 Jahre alt gewordene französische General Schramm, ein Elässer, der noch dem Begräbnis Napoleons des Dritten auf Chilesucht beiwohnte, verdankte seine Beförderung einem seltsamen Umstande. Es war nach der Schlacht von Friedland (1807). Napoleon ritt über das Schlachtfeld und fand Schramm, der damals eben Lieutenant geworden war, schwer verwundet und anscheinend in den letzten Zügen. Der Kaiser stieg vom Pferd, trat auf den Verwundeten zu und sah, daß er weinte. „Wie kann ein Soldat weinen?“ fragte ihn der Kaiser, „weshalb weinst du?“ — „Weil ich sterben muß, ohne Kapitän geworden zu sein“, gab Schramm schnell gefaßt zur Antwort. Der Kaiser betrachtete den Verwundeten, und um ihm seine Sterbestunde zu verkürzen, ernannte er ihn auf der Stelle zum Kapitän. Dann ließ er ihn ins Lazarett bringen, und hier erholte sich der Schwerverwundete so überraschend schnell, daß er sich in seiner Eigenschaft als Kapitän bald an den Schlachten wieder beteiligen konnte. Er wurde in der Folge Major, Oberst und brachte es schließlich bis zum General. Seine Sterbestunde hatte er, wie er in frühlicher Gesellschaft selbst äußerte, um etwa 80 Jahre überlebt.

In Paris war in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Aufruhr entbrannt, weil gewissenlose Spekulanten die Preise für das Brotgetreide immer höher trieben. Zur Unterdrückung der Aufstandsbewegung wurde eine Kompanie Musketiere entsandt, deren Hauptmann Befehl hatte, „auf die Kanaille zu schießen“. Der aber wollte das Blut seiner Landsleute nicht vergießen und versiel auf folgenden Ausweg: Er gab seinen Soldaten das Kommando: „Legt an!“, nahm dann seinen Hut ab und trat unter den zusammengedrängten Haufen mit den Worten: „Messieurs, ich habe Befehl, auf die Kanaille zu schießen. Ich bitte daher alle anständigen Leute, sich zurückzuziehen, bevor ich feuern lasse.“ Innerhalb weniger Sekunden war der Platz leer.

Nach der blutigen Eroberung von Regensburg durch Marshall Vannes im Jahre 1809 fandte dieser eiligst einen Offizier seines

Stabes mit der Freudenbotschaft an Napoleon ab. Mit diesem Gesicht und blutbespotteter Uniform preschte der Reiter los und traf den Kaiser inmitten seiner Offiziere auf einem Hügel an. „Majestät, Regensburg ist unser“, rief er, während er vom Pferde sprang. „Sehen Sie auf den Mauern der Stadt unsere Fahnen, Ihre Adler, wehen!“ „Sind Sie verwundet, Hauptmann?“ fragte der Kaiser. „Nein, Majestät, ich bin getötet!“ erwiderte der tapfere Soldat und sank leblos zusammen.

Ein morgenländischer Herrscher, der sehr stolz und eitel war, fragte einst seine Höflinge, wer größer sei, er oder sein Vater. Die Hoffstrazen schwiegen betroffen, denn sie wußten, daß eine falsche Antwort den Tod bedeuten würde. Schließlich erwiderte ein alter, erfahrener Höfling: „Dein Vater war größer, o König der Könige, denn obwohl Du es in jeder Hinsicht mit Deinem verehrungswürdigen Vater aufnehmen kannst, übertriffst er Dich doch in einem Punkte: er hat einen größeren Sohn, als Du jemals haben wirst.“ Der Herrscher war mit der Antwort sehr zufrieden und verlieh dem kühnen Schmeichler eine hohe Auszeichnung.

Junger Adel

„Wer hat ihn geodt?“ fragte der Alte Fritz einmal einen pommerischen Edelmann.

„Höchst dero Vater“, war die Antwort. „Doch muß es ihm noch sehr an der Übung gefehlt haben“, sagte der Alte Fritz und ging weiter.

Vor einem Jahr

1770 besuchte Friedrich der Große die Lateinschule zu Klosterberge bei Magdeburg. Mit Direktor Hahn war der König, mancher Klagen wegen, sehr unzufrieden. Die Ansprache, mit der dieser Mann den Alten Fritz empfing, war ebenso lang wie salbungsvoll, so daß Friedrich sein Mißbehagen nicht unterdrücken konnte.

„Vorm Jahre machet Ihr's besser!“ sagte er, als Hahn geendet.

„Majestät halten zu Gnaden“, wagte Hahn einzulenkten. „Vor einem Jahr, als Eure Majestät die Anstalt zu besuchen geruhten, habe ich gar nicht gesprochen.“

„Eben deswegen“, sagte der Alte Fritz und drehte dem Mann den Rücken zu.

Professor Forster

Reinhold Forster, welcher mit Cook die zweite Reise um die Welt gemacht, wurde von Friedrich zum Professor in Halle ernannt.

Bei einer späteren Vorstellung unterhielt sich der König mit Forster über dessen Reise. Dabei fragte er:

„Wie viel Könige hat Er denn unterwegs gesehen?“

„Eure Majestät“, erwiderte Forster, „fünf wilde und zwei zahme.“

„Er ist ja ein grundgelehrter, aber erzgrober Kerl“, sagte Friedrich.

Riedesel

Ein Regiment, in welchem der Junker von Riedesel diente, mußte einmal auf schmüher Straße marschieren. Friedrich ritt neben dem Regiment und hörte, wie der Junker sich zu einem alten Soldaten über den anstrengenden Marsch beklagte. Der Soldat lachte und sagte:

„Ja, ja, Herr Junker, das heißt hier nicht „Riet Esel“, sondern „Marischier Esel!“

Der Alte Fritz mußte über diese Anmerkung herzlich lachen, und so oft er später einmal den Namen Riedesel wieder hörte, fiel ihm der „Marischier Esel“ ein.

Durch die Blume

Friedrich wurde im Hallischen Waisenhaus von Hermann Franke, dem Sohn des Gründers, herangezogen. Der König nahm, weil es ihm zu heiß war, seinen Hut ab. Franke, im Glauben, es gelte aus Höflichkeit, sagte mit linkschen Verbeugungen: „Bedecken Sie sich doch, Majestät, genieren Sie sich nicht.“

Der Alte Fritz klopfte sarkastisch lächelnd seinem Führer auf die Schulter. „Ein Vater war ein kluger Mann.“

Rundfunk

Programm des Reichsenders Stuttgart

Sonntag, 30. Dezember:

- 6.35 Aus Hamburg: Hafenkonzert
- 8.15 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten
- 8.25 Nach Frankfurt: Gymnastik (Gluder)
- 8.40 Bauer, hör zu! Ein Jahr Reichsnährstand
- 9.00 Evangelische Morgenfeier
- 9.45 Morgenkonzert
- 11.30 Uraufführung: „Christ ist geboren“
- 12.20 Aus Leipzig: Mittagskonzert
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 „Bunte Musik“
- 13.50 „Zehn Minuten Erzeugungsschlacht“
- 14.00 Nach Frankfurt: Kinderstunde: „Zum Jahreschluß“
- 15.00 Stunde des Chorgesangs
- 15.30 Stunde des Handel und Handwerks
- 15.45 Eine Viertelstunde Kurzwel
- 16.00 Nachmittagskonzert
- 18.00 Deutsche Arbeiter helfen der Kunst
- 18.35 Musikalisches Bilderbuch
- 19.00 „Heiliger Dankgesang eines Geseenen an die Gottheit“
- 19.45 Sportbericht
- 20.00 Nachfeier z. 250. Geburtstag des Dichters Ludwig Holberg
- 21.00 Aus München: Fünfhundert Jahre Unterhaltungsmusik
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.30 Aus Breslau: Tanzmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm

- 6.00 Bauernfunk und Wetterbericht
- 6.10 Choral — Morgenprach
- 6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Gluder)
- 6.45 Zeitangabe, Wetterbericht, Frühmelbungen
- 7.00 Frühkonzert
- 8.30 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Gymnastik 2 (Gluder)
- 8.45 Wetterbericht, Wasserstandsmitteilungen
- 10.00 Nachrichten
- 11.15 Funfwerkonzert der Reichspostreklame Stuttgart
- 11.45 Wetterbericht und Bauernfunk
- 13.00 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Zeitangabe, Saardienst
- 13.05 Nachrichten, Wetterbericht
- 20.00 Aus Stuttgart: Nachrichtenendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 31. Dezember:

- 10.15 Deutsche Opernduette
- 10.30 Sonate A-Dur für Violine und Klavier
- 10.45 „Das alte Jahr vergangen ist“
- 12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert

- 13.15 Nach Frankfurt: Bald, so wird es zwölf schlagen ...
- 15.30 „Damals — zwischen den Feste...“
- 16.00 Aus Pforzheim: Nachmittagskonzert
- 17.45 Neujahrappell
- 18.00 Die Saarfeierstunde zur Jahreswende
- 18.30 „Jahres-Ausverkauf“
- 19.45 Aus Freiburg: Reichsminister Dr. Göttschall spricht zum Jahresabschluss
- 20.00 Frohe Fahrt ins neue Jahr.

Dienstag, 1. Januar 1935:

- 6.35 Aus Hamburg: Hafenkonzert
- 8.15 Zeitangabe, Nachrichten, Wetterbericht
- 8.40 Bauer, hör zu! Der Bauer im neuen Jahr
- 9.00 Katholische Morgenfeier
- 10.00 Aus Berlin: Reichsjugendführers
- 10.45 Deutsches Volk — Deutsches Erbe
- 11.30 „Ein gutes neues Jahr!“
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 Virtuose Handharmonikamusik
- 14.00 Kinderstunde: „Die Zwerge schießen das neue Jahr ein“
- 15.00 „Töbender Kalender: 1935!“
- 16.00 Nachmittagskonzert
- 18.00 „Was euch gefällt!“
- 20.00 Glückauf 1935!
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.30 Aus Köln: Fröhliche Nachtmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Mittwoch, 2. Januar:

- 10.15 Musikierstunde
- 10.45 Piederstunde Hedwig Picard
- 11.00 32 Variationen c-moll, von Ludwig van Beethoven
- 12.00 Aus Berlin: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Mit frischem Mut ins neue Jahr!
- 15.30 Tierstunde
- 15.45 Blumenstunde
- 16.00 Aus Königsberg: Nachmittagskonzert
- 17.45 „Bücher werden lebendig!“
- 18.00 Vernt morjen!
- 18.15 Kurzgespräch
- 18.30 Musikalische Scherze
- 19.00 Aus München: Tanzmusik
- 20.10 Aus Stuttgart: Unsere Saar — Den Weg frei zur Verköndigung
- 20.50 Aus Stuttgart: Stunde der jungen Nation: Das Erbe in deinem Blut
- 21.15 Orchesterkonzert
- 22.30 Nach Köln: „Wenn alles sich im Tanze wiegt...“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.